

WIRTSCHAFT

WALFANG

Neidische Kollegen

Dietrich Menke meldete ein Ferngespräch nach Kiel an. Als sich am anderen Ende Adolf Westphal meldete, rief der Chef der Ersten Deutschen Walfang-Gesellschaft m. b. H. aufgeregt: „Reißen Sie den Tanker sofort auseinander. Wir sind dann mitten drin im Umbau, und man kann nichts mehr rückgängig machen“.

Was Adolf Westphal, Werftdirektor der Howaldt-AG, sofort auseinanderreißen soll, ist der 16 000 BRT große USA-Tanker „Herman F. Whiton“. Ein amerikanischer Konzern hat ihn mit zehn Korvetten nach Kiel geschickt. Der Tanker soll um 13 Meter verlängert und in ein Walfang-Mutterschiff umgebaut werden. Aus den Korvetten werden Fangboote.

So wollen es die Amerikaner. Neben der beratenden Ueberwachung des Umbaus beauftragten sie den deutschen Walfangexperten Menke, bis zum Herbst 1950 für Ausrüstung der Walfangflotte und Bemannung mit deutschem Personal zu sorgen. „Weil es bei uns keine Spezialisten für Walfang gibt“, begründeten Menkes alte Geschäftsfreunde aus San Franzisko.

Peinlich hüteten Menke und Westphal ihr tranges Geheimnis. Es sei nicht notwendig, meinten sie ahnungsvoll, die konkurrenzängstlichen Norweger einzuweihen. — Das besorgten dann die Kieler und Hamburger Zeitungen mit ihren irreführenden Schlagzeilen „Wieder deutscher Walfang“.

Norwegens Gesandtschaft in Washington schritt unter der Devise „Deutschland bricht Petersberger Abkommen“ diplomatisch ein. Sie forderte: Deutschland ist der Walfang durch ein Gesetz zu verbieten, der Umbau von Schiffen in Walfangflotten zu unterbinden und Bemannung von Walfängern durch Deutsche zu verhindern. Das US-State Department versprach, sich mit den norwegischen Wünschen zu beschäftigen.

Dietrich Menke rechnet täglich damit, daß die Norweger versuchen werden, seinen Geschäftsfreunden aus San Franzisko das ganze Projekt abzukaufen. „Ich habe so meine Informationen“, hebt er bedeutungsvoll den Finger.

Wenn sein Umbaugeschäft in das Wasser norwegischer Monopolabsichten fällt, will Walfänger Menke zwei weitere ausländische Finanzgruppen scharf machen, die ebenfalls mit dem lohnenden Walgeschäft liebäugeln.

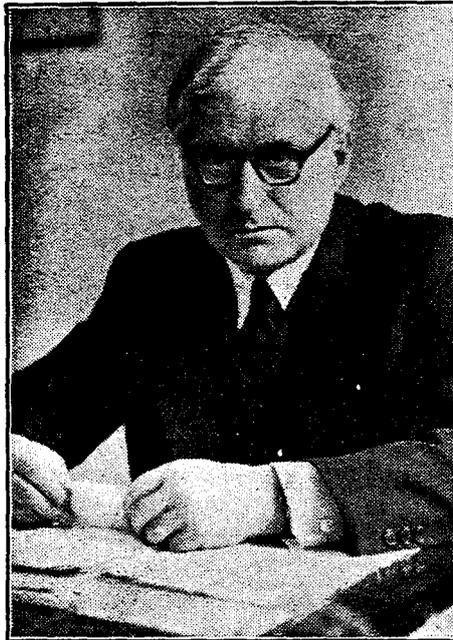
„Sie haben schlafende Hunde geweckt und sich selbst geschadet“, kommentiert Menke die von Norwegen angezettelte weltweite Polemik um die Wiederezulassung deutscher Walfänger. Bei dem Bemühen, eine oder zwei deutsche Walfangflotten aus dem Fanggebiet herauszuhalten, hat Norwegen vielen Interessenten, die vorher nie daran gedacht hatten, das Walölgeschäft schmackhaft gemacht.

Dietrich Menke erinnert sich, daß 1939 außer Norwegen und England nur Deutschland und Japan am „pelagischen Walfang“ beteiligt waren.* Nach 1945 kamen Rußland und Holland neu dazu.

Auch Argentinien will schon 1950/51 mitjagen. In Hamburgs Bernhard-Nocht-Straße wartet Kapitän Friedrich Bahr unruhig auf den Stapellauf des argentinischen Mutterschiffes „Juan Peron“ in England.

Seinen Vertrag mit der Gesellschaft „Cia Argentina de Pesca S. A.“, der ihn zum

* Walfang im tieferen Meer mit Mutterschiffen und Fangbooten im Gegensatz zu Fängen von Landstationen.



Mit der Presse böse
Dietrich Menke

Walverarbeitungs-Manager auf dem Peron maché, hat der frühere Fabrikationsleiter auf dem deutschen Walfang-Mutterschiff „Unitas“ schon in der Tasche. Mit 32 500 BRT wird der Juan Peron das größte Walfangschiff der Welt sein.

Die „jetzt einsetzenden Bemühungen des Auslandes, unter eigener Flagge mit deutschen Technikern und Seeleuten Walfang zu betreiben“ (Menke), sind Deutschlands Experten durchaus verständlich. Eine Walfangflotte ist für die ausländischen Geldgeber eine ideale Kapitalsanlage in Deutschland. Die Absatzfrage ist gelöst, weil Deutschland zugleich der größte Walölverbraucher der Welt ist.

Da die Bundesrepublik noch nicht wieder unter eigener Flagge auf Walfang fahren darf, stehen die deutschen Fangspezialisten noch zur Verfügung. Sie melden sich laufend bei Dietrich Menke. Die alten See-



Traniges Geheimnis
„Herman F. Whiton“

bären verschlingen die Zeitungsnotiz über Walfangschiffe begeistert mit den Augen.

Die Walverwandtschaft Menke-Westphal ist sich nach den ersten Alarmnachrichten mit der Presse böse. Reporter fertigen sie am liebsten zwischen Tür und Angel ab. Werftdirektor Westphals Pressescheu hat auch noch andere Gründe.

Die Kapazität seiner Werft war bis vor wenigen Wochen noch bis zu 80 Prozent ausgenutzt. Die übrigen deutschen Werften vegetieren bei rund 35 Prozent. Sie haben nicht genügend Auslands-Aufträge. Die Howaldt-AG. kann nicht klagen. Sie repariert und baut um. Für Dänemark, Schweden, Norwegen und USA.

Zum Aerger Adolf Westphals liegen die großen Schiffe weit sichtbar im Howaldt-Werft-Dock. Neidische Kollegen, denen es nicht so gut geht, haben gegen ihn einen Prozeß angestrengt. Wegen unlauteren Wettbewerbs.

ERNÄHRUNG

Umlaufende Gerüchte

Papierwaren hatte Heinz Sommer bisher in seinem Geschäft nicht geführt. Erst als sich die Marschbefehle aus Bonn überschlugen, stellte der Wiesbadener Einzelhändler kurzerhand einen Pappkarton voll abgeschnittener Buttermarken auf den Tresen. „Fettmarken - Konfetti zum Fasching, billigst abzugeben“, schrieb er darunter.

Die amtliche Aufhebung der Lebensmittel-Rationierung Westdeutschlands ging stockend über die Bühne. Vormittags verkündete der Pressechef des Bundesernährungsministeriums, Dr. Hans Weddingen mit Siegerlächeln, daß ab sofort mit Ausnahme von Zucker keine Lebensmittel mehr rationiert seien. Mittags schmeckte Ernährungsminister Wilhelm Niklas das Essen nicht. Man hatte ihn übergangen.

Pressechef Weddingen berichtete schließlich: „Mit der Verlautbarung von heute Morgen habe ich meine Verantwortung überschritten.“ Das mußte auch dem Volke klargemacht werden. Wilhelm Niklas sträubte sich lange, ehe er bereit war, die Panne über den Rundfunk persönlich wieder auszubügeln.

Nachmittags erfuhr die Öffentlichkeit belustigt aus dem Ministermunde, daß von einer Aufhebung der Lebensmittelrationierung keine Rede sein könne. Nur die tägliche Abrechnung der Kartenabschnitte sei vereinfacht worden, erklärte Niklas. „Um umlaufende Gerüchte richtigzustellen...“

An sämtliche Landesernährungsämter erging per Fernschreiben die Anweisung: Rationierung und Preiskontrolle werden im vollen Umfange aufrecht erhalten. Verkäufe ohne Marken sind verboten. Zuwiderhandlungen werden bestraft, gemäß Bewirtschaftungsnotgesetz.

Zu diesem Zeitpunkt schaufelte Lebensmittelhändler Heinz Sommer in Wiesbadens Schiersteiner Straße 6 die ersten Fettmarken in Tüten. Gleichzeitig weigerten sich Hessens Butter- und Margarinegroßhändler energisch, weiterhin den „Plangroschen“ zu bezahlen, mit dem sie nach dem Kostendeckungsgesetz das Landesernährungsamt mit finanzieren sollen.

„Wir bezahlen doch nicht für etwas, das wir nicht mehr brauchen“, empörte sich Geschäftsführer Mahn vom Großhändler-Landesverband in Frankfurt. Die Rationierer dagegen versuchen immer noch, ihre Existenzberechtigung nachzuweisen.

„Ohne uns geht es doch nicht, das werden die Leute bald sehen“, meint der Chef des Frankfurter Ernährungsamtes, Regierungsrat Dr. Haas. Er sieht noch genug wichtige Arbeit, die übrig bleibt. Haas

denkt an künftige Aufgaben, die sich durch das neue Wettbewerbsgesetz ergeben, an die für Erzeuger und Verbraucher wichtige Beobachtung der Agrarproduktion, an die Beschaffung von Unterlagen für die Importe und er denkt an die Pflichtmeldungen über Erzeugung und Verbrauch an die Besatzungsmächte.

„Schließlich müssen wir auch den Handel und die Genossenschaften betreuen. Es sei denn, daß wir zu einer liberalen Wirtschaft in Reinkultur kommen. Die aber gibt es in keinem Land mehr“, erläutert Haas.

Sein Amt zählte im Frühjahr 1948 435 Beschäftigte. Die Hälfte ist auch jetzt noch da. „Die besten sind von selbst gegangen“, berichtet er. „Um sich in Sicherheit zu bringen.“ Einhundert Kollegen hofft Dr. Haas auch noch mit in den Sommer zu nehmen.

Auf den 42 Kreisernährungsämtern (A-Aemter: Erfassung) saßen bis zur Mitte des vergangenen Jahres je acht Angestellte. Jetzt halten noch durchschnittlich fünf die angeschlagene Stellung. Wenn die A-Aemter aufgelöst werden, sollen nur noch zwei Angestellte pro Amt in die Abwicklungsstellen (wahrscheinlich die Landwirtschaftskammern) übernommen werden.

In der Blütezeit der Zwangswirtschaft schlugen sich im LEA Hessen und in den Außenämtern zusammen 1250 Angestellte mit dem Publikum herum. Heute drängen sich rund 500 auf der zusammenschrumpfenden Insel der Rest-Rationierung. Der Personalbestand soll auf 200 reduziert werden. (Für ganz Westdeutschland wird die Zahl der in den höchsten Bewirtschaftungs-Tagen Beschäftigten auf etwa 20 000 Personen geschätzt.)

Der Abbau von 1000 Angestellten bedeutet rund sechs Millionen DM jährlich weniger auf dem hessischen Etatposten „persönliche Verwaltungsausgaben“. Der Druck der Lebensmittelkarten kostete den Staat Hessen jährlich 430 000 DM (in Etat mit 360 000 DM notiert). Das Beispiel Hessen steht auch für die anderen westdeutschen Länder.

Die Umdrehungen der jahrelang auf Hochtouren gelaufenen Bewirtschaftungsmaschinerie werden immer langsamer. Im Wiesbadener Ernährungsamt sind von 40 Beschäftigten im Markenrücklauf noch drei übriggeblieben. Selbst Zuckermarken werden von den Einzelhändlern immer seltener zurückgegeben.



Verfluchte Sorge
Wilhelm Niklas

Zulagekarten legen die Beamten grundsätzlich jedem auf den Tisch, der sie haben will. Die Raucherkarten auszugeben, vertrauen sich selbst die härtest gesteuerten Stehkragen nicht mehr.

Von einem Vier-Etagen-Haus und drei Außenstellen sind die Wiesbadener Wirtschaftsämter (Jahreskosten 500 000 DM) auf eine Dienststelle von eineinhalb Etagen zusammenschmolzen.

240 Angestellte wurden nach und nach aus dem warmen Verteilernest herausgestoßen. 70 davon konnten bei den Verwaltern der Wiesbadener Stadtbehörden unterschlüpfen. Die hacken ihnen kein Auge aus. Der Rest geht zum großen Teil stempeln. Fast die Hälfte aller Beschäftigten des Ernährungsamtes haben nie einen Beruf erlernt.

Als einer der ersten in Westdeutschland hat Landrat Dr. Vitense im Untertaunus sein Ernährungsamt geschlossen und dafür eine kleine Abwicklungsstelle eingerichtet. „In einem vernünftigen Zusammenwirken von Behörden, Handel und Verbrauchern gilt es jetzt, die Lebensmittelbewirtschaftung zu Grabe zu tragen“, proklamiert der Landrat.

Heinz Groß vom Einzelhandelsverband Hannover-Stadtmitte nahm das sehr wörtlich. Noch abends um 10.30 Uhr klopfte er bei seinem Schwager an: „Josef, ich habe einen Eilauftrag für dich. Du mußt mir bis morgen früh einen Kindersarg zimmern.“

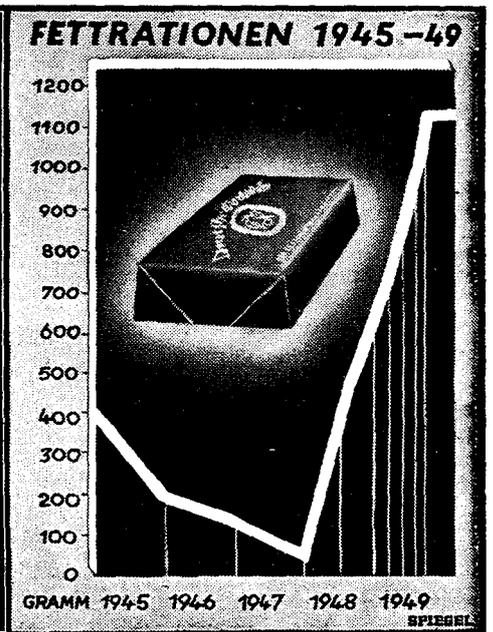
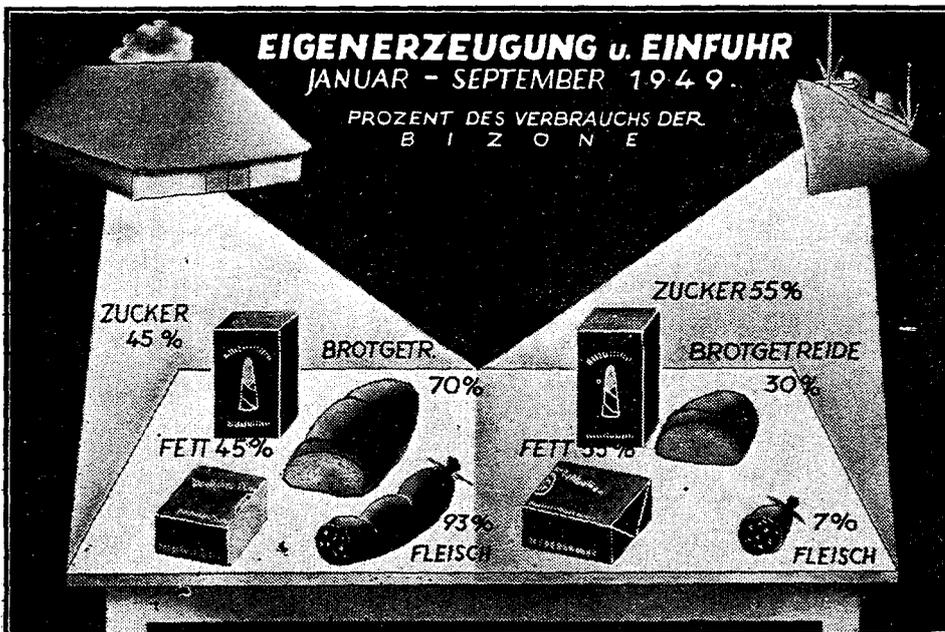
Von schwarzem Tuch und einem riesigen Kranz mit Schleifen (Aufschrift: Den Hinterbliebenen der Wirtschafts- und Ernährungsämter) bedeckt, wurde der Sarg am nächsten Morgen durch die Stadt zum Ernährungsamt in der Alten Celler Heerstraße gefahren.

Ein junger Mann im schwarzen Anzug und Zylinder mit einem Schild auf dem Rücken (Aufschrift: Wissen Sie, daß auch jetzt noch Raucherkarten gedruckt, aber nicht ausgegeben, sondern gleich eingestampft werden?) führte das Trauergefolge an.

Amtsleiter Heinrich Vauth dankte in gefaßter Haltung für die Beileidsbezeugungen. Den Kranz ließ er in Zimmer 13 vor den Geldschrank stellen, in dem die Lebensmittelmarken aufbewahrt werden. Draußen jubelte sich die Menge den Aerger zehneinhalbjähriger Markensklaverei von der Seele.

Der westdeutsche Jubel über die Beschlußfassung des Kabinetts, zum 1. März 1950 mit Ausnahme von Zucker die Lebensmittelrationierung nun endgültig aufzuheben (Berlin ausgenommen), hat im Ausland ein reserviertes Echo gefunden. Schon bei den ersten widersprechenden Meldungen fragte die britische Nachrichtenagentur Reuter auf dem Petersberg an, ob die Kommissare eine Aufhebung der Rationierung stillschweigend hinnehmen würden.

Aber die Hohen Kommissare intervenierten nicht. Die Erklärung der westdeutschen Regierung, eine Aufhebung der Rationierung sei nicht gleichbedeutend mit der Aufhebung der Bewirtschaftung, zeigte ihnen, daß die Bundesregierung von dem gepumpten Wohlstand weiß. Nur knapp zwei Drittel der deutschen Lebensmittel werden auf eigenem Boden erzeugt, das andere sind Importe.



„Die Lage ist immer noch so, daß mir einige zurückgehaltene Dampfer verfluchte Sorge bereiten können“, bekennt Bundesernährungsminister Dr. Niklas. Die ECA-Behörde der Marshallplanländer sagt das noch deutlicher:

„Vom hohen Pferd einer ausgezeichneten Ernte und geplanter Erhöhungen der Lebensmitteleinfuhren aus hat die westdeutsche Regierung ein Produktions- und Verbrauchsziel an Lebensmitteln vorgegeben, das den Fortschritt von zwei Jahren in einem zwingen will. Sollte aber mit dem Aufhören der Marshallplanhilfe eine Mißernte eintreten, dann würde das für die Westdeutschen die reumütige Rückkehr zu einem kärglichen Mittagstisch bedeuten.“

Rosenbaum bedeutete einen Verstoß gegen die „Nürnberger Gesetze“

Geschlossen wurde sie in das berüchtigte Vernichtungslager Maidanek abtransportiert. Dort ließ man antreten, nach dem Kommando: „junge Männer und Frauen links raus, Alte, Gebrechliche und Krüppel rechts raus“. Links bedeutete Arbeit. Rechts: Gaskammer. Josef durfte links heraus. Seine Eltern nicht. Bald war er dem KZ-Stacheldraht entronnen. Er sprengte deutsche Züge in die Luft und entkam ein zweites Mal.

Freunde aus einem benachbarten Dorf besorgten ihm den Paß eines gerade verstorbenen Fremdarbeiters. Aus Josef Rosenbaum wurde Josef Pirolski. Als Nr.

Als sie in Weißensee eine Handelsgesellschaft gründeten, war der versierte Flüchtling wieder dabei. Der große Ausverkauf wurde organisatorisch gestrafft, die private Konkurrenz immer mehr an die Wand gedrückt.

In einer Fünfstübchen-Wohnung in Weißensee, Berliner Straße, begann ein erbittertes Feilschen. Es ging um Brillanten (tütenweise), Gold (kilowise), englische Pfunde (echte und von Hitlers Abwehr gefälschte), Dollarnoten und Goldmünzen, echte Teppiche (aus Plauen) Meißener Porzellan (mit nachträglich aufgemalten Schwertern), Gemälde (mit gefälschter Expertise), Antiquitäten (beste Ladenhüter), und es ging um pures Silber und Alpaka.

Zum ungekrönten Kaiser von Weißensee wurde Professor Anatoli, ein bewährter Kulturexperte, erhoben. Als Oberkommissar der Handelsgesellschaft beschäftigte er auf kapitalistischer Provisionsbasis eine Schar mehr oder minder vertrauenswürdiger Agenten, die außer der Reihe bei Vorzugpreisen abgefertigt wurden.

Der Zwischenhandel war mühelos und fast risikolos. Anatoli zeigte sich von seiner großzügigsten Seite. Er zahlte je nach Qualität für 100 Karat kleiner Brillanten zwischen 2 und 2,5 Millionen Reichsmark.

Davon besaß der Handelssyndikus genug. Als die beschlagnahmten und gesperrten Bankkonten erschöpft waren, sorgten die Russen für den Nachschub des nötigen Kleingeldes. Sie druckten die alliierten Tausender en masse, in doppelten und dreifachen Serien mit gleichen Nummern. Um die Ueberschreitung des Kontingents zu verschleiern.

Trotzdem bekamen die drei anderen Partner des Kontrollrats-Teams Wind von der Sache. Sie setzten den russischen Geldmachern solange mit Beschwerden und Protesten zu, bis sich die Angelegenheit zu einem handfesten Skandal ausgewachsen hatte. Nach vorsichtigen Schätzungen hatte die sowjetische Handelsgesellschaft ungefähr 15 Milliarden Reichsmark in die Berliner Finanz gepumpt.

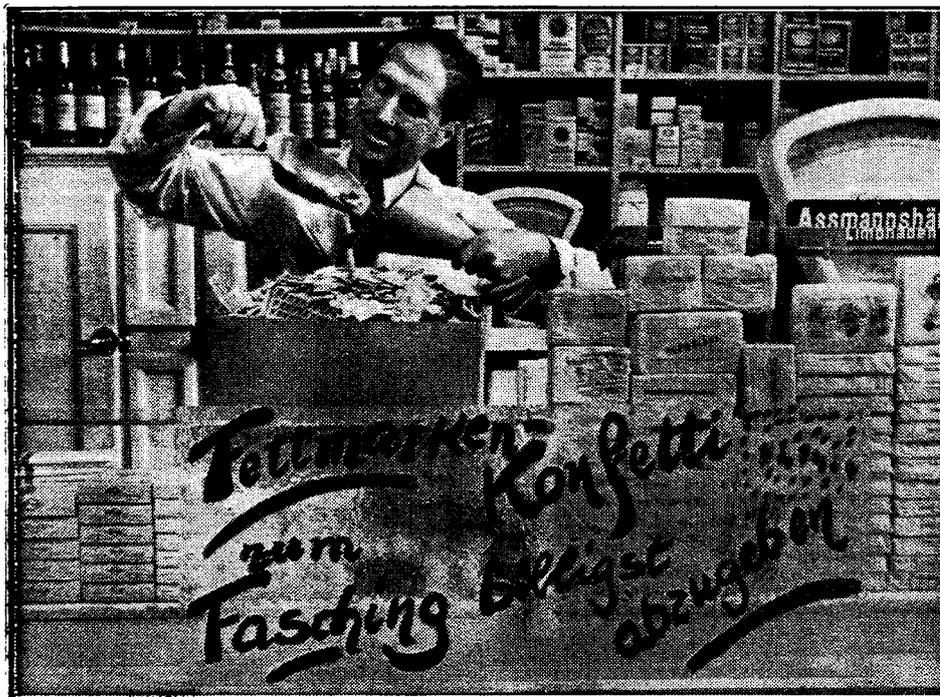
Am 21. März 1947, als der Umsatz gerade am höchsten war, platzte der Laden. Die sowjetische Handelsgesellschaft mußte plötzlich schließen. Auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration. Josef Rosenbaum stieg rechtzeitig aus. Just einen Tag vor der Liquidation.

Er blieb in der Branche. Keiner verstand es so gut wie der clevere Josef, der Russen vergoldete Bleibaren als pure Gold aufzuschwatzen. Die kauften dann die aus minderwertigem Gold geprägten Münzen und gefälschten Dollarnoten in der bescheidenen Kammer in der Uhlandstraße gleich mit.

Den Luxus mied Josef Rosenbaum immer das Ziel der Auswanderung nach Südamerika vor Augen. Seine damalige Besitztümer: Zwei Anzüge, drei Oberhemden, zwei Garnituren Unterwäsche, ein Pullover, eine Krawatte und drei Taschentücher. Dazu eine Aktentasche, Akkordeon Goldwaage und seine Meßinstrumente für Brillanten und „sonstige Mobilien“.

Wenn Josef Rosenbaum nicht handelte (rauchen und trinken war für ihn sowieso nichts), lernte er Sprachen. Englisch und Spanisch beherrschte der junge, beharrliche Mann bald perfekt. „Erst Geld verdienen und Sprachen lernen“, erwiderte Rosenbaum immer wieder, wenn ihn seine Freunde fragten, warum er sich keiner Ofen leiste. „Das hole ich in Südamerika nach“.

Dorthin entfloß Josef Rosenbaum in seiner besten Garderobe mit 180 000 Dol



Zum Fasching

GESCHÄFT

Aus eigener Kraft

Josef Rosen, alias Josef Rosenbaum, alias Josef Pirolski ist zur Haute volée aufgerückt. Der Deutschland-DP wurde, ohne alteingesessener Haziendero zu sein, in den exklusiven Club der argentinischen Millionäre in Bahia Blanca aufgenommen. Einschreibgebühr 10 000 Peseten.

Die rund 2500 DM sind für den Besitzer von 15 Haziendis mit 22 000 Hektar Weide- und Ackerland und 39 000 Stück Rindvieh ein kleines Trinkgeld. Mit 24 Lebensjahren ist Señor Rosen der jüngste bekannte Millionär aus eigener Kraft.

Vor nicht ganz drei Jahren ging Rosenbaum in einem Haus der Uhlandstraße, Berlin W. 15, ein und aus. Man kannte ihn als bescheidenen jungen Mann, Bewohner einer bombenzerstörten Hinterhauswohnung.

„Er trug stets schäbige karierte Knickerbocker und empfing nie Damenbesuch. Herren um so öfter“ Mehr wußte nicht einmal die Portiersfrau über den Einkäufer Rosenbaum zu sagen.

Seine Geschichte begann in Wilna. Die Rosenbaums beherrschten Generationen lang den heimatischen Textilmarkt. Als dort 1939 deutsche Truppen einmarschierten, hatte das geruhame Bürgerdasein ein jähes Ende. Die Existenz der Familie

9047 einer Fremdarbeiter-Kolonie gehörte er zu den dringend angeforderten Arbeitskräften für Berlins Rüstungsbetriebe.

In des Reiches Hauptstadt avancierte Josef Pirolski im Juli 1944 zum Lagerdolmetscher mit außerordentlichen Privilegien. Der blonde, untersetzte Junge durfte unbeaufsichtigt in die City fahren, wann es ihm paßte.

Die S-Bahnfahrten zwischen Bernau und Berlin benutzte der „ungewöhnlich intelligente“ Dolmetscher zum Handel mit Lebensmittelkarten. Das Geschäft florierte.

Als die Russen kamen, wechselte Josef den Arbeitgeber und dolmetschte in Pankow. Dabei pendelte der wiedergeborene Rosenbaum oft auf sowjetischen Lastwagen mit gefälschten Papieren russischer Dienststellen zwischen „Posnan“ und dem ausgepowerten Berlin hin und her.

In Posen brauchte man Gold, Devisen, Brillanten und Kristall-Sacharin. Das gaben die okkupierten Berliner gern für Speck, Butter und Wurst. Der flotte Händler kam dabei zurecht:

Eine Woche — Hin- und Rückfahrt — 40 Prozent Profit, abzüglich der Bestechungsgelder für Beschaffung der Dokumenten und Gewinnbeteiligung der Towarischi-Fahrer.

Bald witterten Kollegen das gute Geschäft. Rosenbaum gab das Reisen auf. Die Fahrt nach Posen lohnte nicht mehr. Die Russen waren wachsam geworden.